



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grube, Wilhelm: Briefe aus China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nur bei der Besteuerung könnte er zulassen, daß derartige Ausgaben zur Verbesserung der aus der sozialpolitischen Gesetzgebung sich ergebenden Renten der Arbeiter von dem Einkommen des Unternehmers in Abzug gebracht werden. Wie weit man manchmal in industriellen Kreisen noch von einem derartigen Gedankengang entfernt ist, dafür nur ein Beispiel: Ein größeres Werk mit mehr als dreißigtausend Arbeitern weist in seiner Bilanz für das Jahr 1909 eine Ersparnis an Arbeitslohn von 5,1 Millionen Mark nach. Abgelegt waren nur etwa tausend Arbeiter. Die Ersparnis stammte also im wesentlichen aus der Reduktion des Lohnes und der Einlage von Feierschichten. Das wäre unter Umständen verständlich. Aber nicht verständlich vom sozialen Gesichtspunkt aus ist es, daß es nur mit Hilfe der ersparten 5,1 Millionen möglich war, trotz schlechter Konjunktur dieselbe hohe Dividende wie im Vorjahr zu verteilen.

Bemerkenswert wäre der Einwand, daß die von den Unternehmern verlangten neuen Opfer auch den ausländischen Arbeitern zugute kommen würden, und daß dazu keine Veranlassung vorliege. Momentan ließe sich das vielleicht schwer vermeiden. Aber doch nur momentan. Denn die Zahl der Inländer wächst jährlich um mehr als achthunderttausend Köpfe. Andererseits ist eine Ausdehnung der Industrie in dem bisherigen Maße nicht zu erwarten. Denn die heimische Kaufkraft läßt sich nicht ins Unendliche steigern und die Zunahme des Exports hat ihre Grenzen in den Weltmarktpreisen. Somit kann man mit ziemlicher Sicherheit auf das allmähliche Verschwinden der Ausländer rechnen. Es würde aber auch den Unternehmern nicht verschlossen sein, von derartigen Kasseneinrichtungen die ausländischen Arbeiter schon jetzt auszuschließen und somit den deutschen Arbeitern einen besonderen Schutz zu gewähren.



Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube = Berlin

An seinen Bruder Carl.

Macao, 21. November 1897.

... Besonders genutzreich war unser zehntägiger Aufenthalt in Canton, dieser interessantesten aller Städte, die wir bisher gesehen haben. Wer Canton nicht kennt, kennt China nicht. Besonders interessant war es mir, dort mit den Kreisen des jungen China, wenn ich es so nennen kann, in persönliche Beziehungen zu treten. Dieser frische Idealismus, dieser mutige Kampf gegen das seit Jahrtausenden Althergebrachte hat wirklich etwas Erhebendes und Ergreifendes zugleich; und das Merkwürdigste daran ist, daß diese fortschrittliche Richtung den

Vorsitzenden der Examinationsbehörde für die Provinz Kuang-tung zu ihrem Hauptvertreter hat, während die Leiter der Staatsprüfungen sonst gerade und mit Recht als die typischen Repräsentanten des altchinesischen Konservatismus angesehen werden. Gewiß ein lehrreiches Zeichen der Zeit. Sollte China wirklich eine Wiedergeburt erleben, woran ich nach allem, was ich hier erlebt und gesehen habe, felsenfest glaube, so wird sie sicherlich vom Süden ausgehen, wo das Volk viel regeren Geistes und leichteren Temperaments und daher für neue Ideen viel leichter zugänglich ist, als im Norden. Die Mandschudynastie, die sich im Norden vollkommen eingebürgert zu haben scheint, ist im Süden allgemein verhaßt und das Verhältnis zwischen der chinesischen Bevölkerung und den dort garnisonierenden Zivil- und Militärbehörden das denkbar schlechteste; daher wohl auch die zu erwartende Umwälzung auf geistigem Gebiet von einer politischen Revolution begleitet sein wird. Freilich gut Ding will Weile haben; in China gilt dies noch weit mehr als anderswo, und lange genug wird es noch dauern, ehe der Wellenschlag der neuen geistigen Bewegung das ungeheuere Reich überslutet und den Thron der fremden Machthaber mit sich fortschwemmt — aber man müßte blind sein, wollte man nicht schon jetzt das Grauen des kommenden Tages sehen. Ein Volk, das mit seiner jahrtausendelangen Geschichte gleichsam wie ein Denkmal aus grauer Vorzeit dasteht, als ein Beispiel ohnegleichen in der Geschichte der Menschheit, das aus eigener schöpferischer Kraft und fast ohne jeden fremden Einfluß eine Kultur hervorgebracht hat, die uns bei all ihren Mängeln und Absonderlichkeiten Achtung und Bewunderung abnötigt — ein Volk, das so Großes vollbracht hat, dem kann und muß noch Größeres gelingen!

Gestern (20. Nov.) früh um 8 Uhr verließen wir Canton, das uns in unvergeßlich schöner Erinnerung bleiben wird, und kamen gegen 3 Uhr nachmittags hier an. Mit einem Schlage waren wir in einer neuen Welt. Macao, diese dreihundertfünfzig Jahre alte Gründung der einst glorreichen Portugiesen, hat seinen portugiesischen Charakter bis auf den heutigen Tag treu bewahrt, obwohl die einstigen Eroberer durch vielfache Blutmischung mit Chinesen zu einer verlüderten und verkommenen Mischrasse degeneriert sind. Durch ihre entzückend schöne Lage auf einer felsigen kleinen Halbinsel, die durch eine flache und schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden ist, erinnert die Stadt an Monte Carlo, nicht minder aber auch dadurch, daß fast jedes dritte Haus eine Spielhölle in sich birgt. Unser Vizekonsul S. in Hongkong, der mehrere Jahre in Brasilien gelebt hat, sagte mir, daß man sich hier in Brasilien wähen könnte. — Heute ist Sonntag, daher machten wir das Hochamt in der Kathedrale mit, um etwas von der portugiesischen Bevölkerung zu sehen, — denn auf den toten Straßen mit ihren zum Teil stolzen Bauten, die von vergangener Pracht reden, sieht man nur selten hier und da einen Menschen. Punkt 11 Uhr zog die Garnison mit klingendem Spiel vor der Kathedrale auf, und gleichzeitig erschien der Gouverneur mit seinen Damen und sonstigem Gefolge in schönen Galasänften.

Jetzt begann der Gottesdienst, wie ich noch keinen ähnlichen erlebt habe. Die Musik (Orgel und Regimentsmusik) schien ein Opernpotpourri zu sein, wenigstens erkannte ich unter anderem eine Arie aus der „Traviata“. Dazwischen gab es auch eine Art Zigeunermusik mit Kastagnettenbegleitung, und den Schluß bildete ein ausgelassener lustiger Walzer. Getanzt wurde nicht, obwohl man es den zahlreich erschienenen Nonnen anmerkte, daß ihnen die Beine juckten, und ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie, wie ihre Kolleginnen in „Robert dem Teufel“, plötzlich die Rutte abgeworfen und als Balletteusen einen Cancan aufgeführt hätten! Trotz alledem möchte ich glauben, daß der liebe Gott daran mehr Vergnügen hat, als an den steifleinernen Engländern, wenn sie allsonntäglich dreimal mit meterlangen Schritten und ellenlangen Gesichtern ihrem frommen Kirchensport nachgehen, doch will ich Guillot*) nicht ins Handwerk pfeuschen — er muß bergleichen ja besser wissen.

An seine Schwester.

Peking, 17. Dezember 1897.

... Sir Robert Hart verdient es, daß man ihm den schuldigen Respekt entgegenbringt — weit mehr als alle übrigen Europäer in Summa. Er erinnert äußerlich sehr an Geheimrat Schöne. Es ist merkwürdig, daß dieser Mann, dessen grandiose Zollverwaltung, die sich über das ganze chinesische Reich erstreckt und ein Heer von dreitausend Beamten beschäftigt, von einer solchen Schüchternheit ist, daß er jeden Augenblick vor Verlegenheit errödet. Er lebt so ausschließlich seiner Arbeit, daß er fast für nichts anderes Sinn hat. Er hat noch nie die große Mauer gesehen und ist neulich, wie er mir erzählte, bei Gelegenheit eines Tiffins, das der österreichische Gesandte im Gelben Tempel veranstaltete, seit sieben Jahren zum ersten Male aus den Mauern Peking's herausgekommen. Die letzte Reise, die er vor zwölf Jahren gemacht hat, war eine Dienstreise nach Hongkong. In England ist er seit zwanzig Jahren nicht gewesen — und er ist schon seit vierundvierzig Jahren in China. Seine Frau lebt seit sechzehn Jahren in England, und während dieser ganzen Zeit hat er sie nie gesehen, „she prefers Europe without a husband to China with a husband,“ sagte er zu Billy. Seine Lebensweise zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes aus. Er frühstückt jeden Tag um 7 Uhr, spielt danach eine Stunde lang Cello und geht dann an die Arbeit. Um 1 Uhr ist Tiffin; danach hält er ein Schläfchen von 10 Minuten und geht wieder an die Arbeit. Um 5 Uhr trinkt er Tee und geht dann noch auf einen Augenblick ins Bureau, für den Fall, daß etwas Wichtiges vorliegen sollte. Dann gibt er der Tochter eines seiner Beamten, Mr. Campbell, täglich eine Violinstunde, ist um 8 Uhr Mittag und verbringt den Abend mit leichter Lektüre. Kein Zweiter hat für China so

*) Prediger in Petersburg.

Großes, so Ungeheueres geleistet wie er. Die Einnahmen durch die Seezölle sind die einzigen sicher geregelten Einnahmen des Reiches. Seine Wohnung zeichnet sich durch puritanische Einfachheit aus: Fenster ohne Gardinen, Türen ohne Portieren, Möbel in weißen Überzügen, im Tanzsaal zwei einfache Bücherregale. An den Wänden einige Stahlstiche und Photographien, nirgends auch nur ein einziges Stück chinesischer Kunst und Industrie. Ich bewundere und ich bedauere ihn.

Um die Mittagszeit ist unser Haus stets belagert von Händlern aller Art, die dann einer nach dem anderen ins Vorzimmer kommen und ihre Schätze ausbreiten. Die Kerle sind von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und ihre Waren oft derart, daß einem das Stoßgebet: „Führe uns nicht in Versuchung“ auf die Lippen kommt. Nur gute Seidenstickereien haben wir bisher leider nicht aufreiben können — die werden immer seltener und die Preise immer unerschwinglicher. Dagegen habe ich mir eine Büchersammlung, besonders Mandschudrucke, die jetzt sehr rar sind, angelegt, die sich sehen lassen kann, und noch dazu für einen Spottpreis. Vor mehreren Jahren wurde der Berliner Königl. Bibliothek eine Sammlung von Mandschudrucken angeboten, die kaum den Wert der meinen hatte. Der Preis betrug 12000 Mark, während ich für meine Bücher 500 Mark bezahlt habe. Wenn man mir eine vernünftige Summe angewiesen hätte, könnte ich hier für unser Museum für wenig Geld herrliche Sachen kaufen. Mit 5000 Mark kommt man natürlich nicht allzu weit. Dem Preussischen Staate in untertänigen Gesuchen meine Dienste anzubieten, habe ich nun aber nicht die mindeste Veranlassung nach allem, was ich ihm verdanke. Wünscht man etwas von mir, so mag man mich bitten. Ich brauchte jetzt nur einen Schritt zu tun, so könnte ich hier eine Stelle, die mir gar nicht übel zusagen würde, mit einem Jahresgehalt von 20000 Mark bekommen, statt pour le roi de Prusse zu arbeiten, wie mir noch vor wenigen Tagen gesagt wurde. Geistige Arbeit wird in China nicht wie im Rechtsstaate Preußen als Kuliarbeit geschätzt, auch gibt es hierzulande keine Wirkliche Geheime Ober-Regierungsräte, von denen sich Professoren wie Kulis behandeln lassen müssen . . .

An seinen Paten Dr. William Higginbotham.

Peking, 2. Januar 1898.

Mein hochverehrter, lieber Papsi!

Das war wieder einmal ein reizender Einfall von Dir, uns — wenn auch in effigie — in Peking zu besuchen, und wenn Du am Weihnachtsabend meine Freude darüber hättest sehen können, hättest Du Dich gewiß für die Strapazen der Reise und des Brieffschreibens belohnt gefühlt. Dein Konterfei, das übrigens gar nicht ähnlicher hätte ausfallen können, ist nachgerade eine Art Reklameartikel bei uns geworden, ich renommire mit Dir gegen jedermann und habe sogar neulich meinem Chinesen einen regelrechten chinesischen Vortrag über Dich gehalten. Ich bin wirklich stolz darauf, in der Wahl meiner Taufeltern so vorsichtig

gewesen zu sein, denn dazu gehörte doch eine Menschenkenntnis, die in so zartem Alter ziemlich selten vorzukommen pflegt.

Neulich habe ich eine halbstündige Audienz bei Li-Hung-chang gehabt. Ein Herr Bauer aus Tientsin, Agent bei Krupp, den ich von Berlin her flüchtig kannte, hatte ihm von mir erzählt, und daraufhin bat Li-Hung-chang ihn, mich am folgenden Tage mitzubringen. Ich glaube, er hatte mich nur zu sich bitten lassen, in der Hoffnung, daß ich die Vermittlerrolle zwischen ihm und Herrn v. S. übernehmen würde. Der Simpelsang mißglückte ihm indessen, und ich erklärte kurzweg, ich befaßte mich nur mit wissenschaftlichen Dingen und verstehe nichts von Staatsgeschäften. Er meinte, ich wäre ihm als deutscher Minister lieber als Herr v. S., und richtete seiner Gewohnheit gemäß lauter indiscrete Fragen über meine Vermögensverhältnisse an mich und schien es gar nicht begreifen zu können, wie jemand chinesisches studieren könne, ohne irgend einen praktischen Zweck damit zu verbinden. Sicherlich hätte ich im stillen die Absicht, bei Kiaochou Grundbesitz zu erwerben. Als ich ihm beim Abschied sagte, daß sein Besuch bei Bismarck in Deutschland allgemein die größte Freude hervorgerufen habe, strahlte er übers ganze Gesicht und fragte mich, ob ich auch schon einmal in persönliche Berührung mit dem Fürsten gekommen wäre. Leute, die dem alten Fuchs persönlich sehr nahe stehen, versicherten mir, daß Bismarck der einzige Mensch in der Welt sei, für den er eine aufrichtige und geradezu abgöttische Verehrung und Bewunderung hege. In seinem eben erschienenen Reisetagebuch erzählt er auch, daß sein Besuch in Friedrichsruh die einzige Gelegenheit gewesen sei, bei der er die gelbe Jacke angehabt habe. Ganz scheußlich war übrigens der Champagner, den er kredenzen ließ, statt des sonst üblichen Tees. Da man nach den Vorschriften der chinesischen Etikette nur ein wenig am Glase nippen darf, werden offenbar später die Reste wieder in die Flasche zurückgegossen, um bei ähnlichen Gelegenheiten anderen Ehrengästen vorgefetzt zu werden. Honny soit qui mal y pense.

Herr v. S. hat mich in liebenswürdiger Weise eingeladen, an der Neujahrsaudienz, die im Februar stattfindet, teilzunehmen, sodaß ich also vielleicht noch den Himmelssohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekomme. Fatalerweise findet just am chinesischen Neujahrstage eine Sonnenfinsternis statt, die, wie es scheint, nicht auf einen anderen Tag verschoben werden kann, da Struve nicht hier ist. Zum Glück kennen die Chinesen ein probates Mittel, Sonnenfinsternisse unschädlich zu machen: sie schießen einfach auf den Hund, der die Sonne frißt — ein Hund, auf den die europäische Astronomie noch immer nicht gekommen ist.

Es wird Dich vielleicht interessieren, daß Herr v. S. auch Livone ist und neulich durch sein Telegramm: „Gott schütze Livonia“ die russischen Zeitungen in die größte Aufregung versetzt hat. Wie kann man aber auch den lieben Gott Bobedonoszeff gegenüber so kompromittieren?! Unbegreiflich. . .

An Frau Clara Curtius.

Peking, 4. Januar 1898.

. . . Ich kann mich für eine Religion der Resignation nicht begeistern und ziehe die der Tat vor. Die Religion ist Leben und Leben — Handeln. Daher bin ich für meine Person auch noch recht weit von der gepriesenen Wunschlosigkeit entfernt. Wie oft z. B. wünsche ich mich an Ihren gemütlichen runden Tisch, um mich wieder einmal nach Herzenslust über dieses und jenes, was dem Alltagsleben ferne liegt, mit Ihnen auszusprechen. Und ist es nicht seltsam, so oft meine Gedanken bei Ihnen weilen (und das ist gar oft der Fall), stelle ich Sie mir immer in der altgewohnten Umgebung in der Matthäikirchstraße vor. Deshalb begreife ich auch sehr wohl, daß Sie sich in den neuen Räumen noch immer nicht recht heimisch fühlen. Es gibt eben Außerlichkeiten, die durch so zahllose Fäden mit dem innern Sein des Menschen verwoben sind, daß sie dadurch aufhören bloße Außerlichkeiten zu sein und schließlich einen Teil unseres eigenen Selbst bilden.

Wenn Herr v. Richthofen meint, ich sollte meine Anschauungen und Erfahrungen frisch und bald schriftlich niederlegen, so ist das leichter gesagt als getan. An gutem Willen fehlt mirs nicht; allein ich bin der Ansicht, daß eigentlich nur diejenigen interessant, anregend und unterhaltend über China schreiben können, die es nur oberflächlich kennen. Das klingt zwar paradox, aber das ist bei so manchem, was wahr ist, der Fall. Wer gewissenhaft und auf Grund eingehender Kenntnisse der Sprache, Geschichte und, soweit das überhaupt möglich ist, des Geisteslebens, dieses eigenartigste aller Kulturvölker, dessen innerstes und äußeres Leben darstellen will, stößt auf Schritt und Tritt auf die größten Schwierigkeiten, die ihn immer wieder stutzig machen, und kann daher eines den Leser auf die Dauer ermüdenden Ballasts an allerhand Kleinram beim besten Willen nicht entraten. Es liegt in dem Wesen jeder uralten Kultur, daß gewisse, immer wiederkehrende Bräuche und auch Redewendungen, denen ursprünglich im Volksbewußtsein ein lebendiger Sinn innewohnte, allmählich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erstarren und ihren ursprünglichen Vorstellungs- und Begriffswert einbüßen. So entstehen im äußeren Leben tote Formen, in der Sprache tote Formeln. Tot und auch wieder nicht tot! denn mißverstanden oder unverstanden, beeinflussen sie das Geistesleben der Nation, indem sie es entweder in falsche Bahnen leiten oder in seiner Entwicklung hemmen. Je älter eine Kultur ist, je reicher sie an toten Sätzen und Formeln wird, um so näher rückt die Gefahr des nationalen Marasmus, weil Vorstellungen und Begriffe, die ihres Inhalts beraubt sind, dem sozialen Körper keinen Nahrungstoff zuführen können. Zu neuem Leben, zu einer nationalen Wiedergeburt kann ein seniles Volk erst dann gelangen, wenn es erstens den eigenen Zustand sich klar zum Bewußtsein bringt und zweitens die als leer erkannten Formen mit neuem Leben füllt. Seit ich in Canton gewesen bin und gesehen habe, welch herrlicher, jugendlicher Idealismus dort gerade in solchen Kreisen herrscht, denen sonst die typischen Vertreter krassester Reaktion und des glühendsten Fremdenhasses

anzugehören pflegen, zweifle ich nicht, daß China seiner nationalen Wiedergeburt entgegengeht. Ebenso wenig zweifle ich auch daran, daß wenn es zu einer solchen kommt, diese vom Süden ausgehen muß, wo das Volk regeren Geistes, lebhafteren Temperaments und daher auch neuen Ideen leichter zugänglich ist, als im Norden, wo das ohnehin etwas dickflüssige Blut der Chinesen infolge vielfacher Vermischung mit Mandschuren und Mongolen nur noch träger fließt. Ich habe in Canton ziemlich viel mit dem „jungen China“ verkehrt und mich an dem jugendlichen Übereifer erfreut, der womöglich mit dem Dach den Anfang macht, um das Haus zu bauen.

Ob diese vielversprechende, geistige Bewegung je zur Reife gelangen und die erhofften Früchte tragen wird, hängt vielleicht wesentlich von den hemmenden und fördernden Einflüssen ab, die ihr aus dem Kontakt mit der westlichen Kultur erwachsen. Nach den bisherigen Erfahrungen fürchte ich freilich, daß die gepriesenen Segnungen der europäischen Zivilisation mehr dem eigenen Vorteil als der Kulturförderung Chinas gelten werden. Wenn Herr v. Nichtshofen wirklich gesagt hat, daß ich das Land kenne wie kein anderer, so hat er damit sowohl mir wie meinen Briefen an Sie zu viel Ehre angetan. Es gibt sehr viele, die China besser kennen als ich, aber freilich unter diesen vielen leider nur sehr wenige, die es richtig beurteilen. Die meisten unterschätzen die chinesische Kultur, und die übrigen überschätzen sie. Ich bin der Ansicht, daß auf dem Gebiete der historischen Forschung der Forscher nicht wie auf dem der exakten Wissenschaften seinem Gegenstand nur ein rein theoretisches Interesse entgegenbringen darf, sondern mit menschlich warmem Interesse an ihn herantreten muß; er darf nicht Richter allein, sondern muß auch Anwalt zugleich sein. Darin liegt wieder eine große Schwierigkeit, zu deren Überwindung nicht nur ausreichende Beherrschung des Stoffes, sondern zugleich feines historisches Tattgefühl erforderlich ist. Und selbst wenn alle diese Notwendigkeiten erfüllt sind, muß, wer den Stoff künstlerisch gruppieren und anschaulich darstellen will, über eine gewisse dichterische Veranlagung und eine gewandte Feder verfügen. Beides fehlt mir leider.

Nichtsdestoweniger beabsichtige ich selbstverständlich die Früchte meiner Arbeit dereinst zu veröffentlichen, um so mehr, als ich durch den speziellen Charakter meiner Studien auch wirklich tiefer in die Volksseele blicken konnte, als viele andere, die sich mehr mit der politischen oder rein literarischen Seite der Geschichte Chinas befaßt haben. Auch habe ich viel neues, bisher unbekanntes Material zutage gefördert, das nicht im Pulke begraben bleiben darf. Die über Erwarten reiche Ausbeute veranlaßte mich auch, wie Sie wohl inzwischen schon gehört haben, um eine Verlängerung meines Urlaubs einzukommen, und zwar für die Dauer eines halben Jahres. Zu meiner größten Freude habe ich die Genehmigung bereits auf telegraphischem Wege erhalten. . . .

*

*

*

An seine Schwester.

Peking, 16. Januar 1898.

... Gestern war nach chinesischer Zeitrechnung der dreiundzwanzigste Tag des zwölften Monats, das ist ein großer Festtag, denn an diesem Tage steigt der Küchegott, der in jedem Hause verehrt wird, gen Himmel, um dort über die seiner Obhut anvertraute Familie Bericht zu erstatten. Ich machte allein einen Spaziergang durch die Chinesenstadt, in der Hoffnung, etwas von den Vorbereitungen zu dem Feste zu sehen. Es herrschte auch ein sehr reges Treiben auf den Straßen, und allenthalben wird ein sehr süßes und sehr klebriges Naschwerk aus Reiszucker verkauft, das dem Gotte geopfert wird. Wenn er das genossen hat, führt er im Himmel nur „honigsüße Reden“ oder, was oft noch erwünschter ist, er kann den Mund überhaupt nicht aufthun, weil ihm die Lippen zusammengeklebt sind. Habe ich nun etwa nicht recht, wenn ich sage, daß die Chinesen ehrliche Gauner sind? Ich finde diesen kindlichen Glauben, der sie lehrt, ihre Götter in kritischen Augenblicken übers Ohr zu hauen, ganz allerliebste. Gestern nachmittag wurden zu Ehren des Gottes stundenlang fire-crackers abgebrannt, und das Geknatter ringsumher nahm gar kein Ende. Nächsten Sonnabend ist Neujahrstag — da wird's noch schöner. Peking ist doch reizend, und ich werde mich noch oft hierher zurücksehnen. . . .

* * *

An seinen Bruder.

Peking, 29. Januar 1898.

... Du fragst mich, was ich von Eugen Wolff halte. Ich kenne nur wenige seiner Berichte, und diese haben mich angeekelt. Wenn man wie er darauf ausgeht, die Lächer auf seine Seite zu bekommen, indem man alles schlecht und lächerlich macht, ohne die Fähigkeit oder auch nur den guten Willen zu besitzen, die Erscheinungen und Lebensformen, die man kritisiert, zu verstehen, so hat man leichtes Spiel. Wenn Wolff über die Beschimpfung des Christentums in sittliche Entrüstung gerät, so wirkt das einfach komisch. Nichts liegt den Chinesen ferner als religiöser Fanatismus. Als Religion läßt sie das Christentum kalt, sympathisch ist es ihnen selbstverständlich nicht, weil es in seiner Sittenlehre dem Konfuzianismus in manchen Punkten straks zuwiderläuft, und weil sie eine Abneigung gegen alles Fremde überhaupt haben. Daß hin und wieder Exzesse vorkommen, ist kein Wunder, wohl aber, daß sie sich nicht viel öfter wiederholen. Spontan sind solche Exzesse in den seltensten Fällen, sondern meist durch das Beamtentum, dem ich durchaus nicht das Wort reden will, hervorgerufen. Und dann richten sie sich in der Regel weniger gegen das Christentum als gegen das Ausländertum. Die Herren Missionare sind wohl auch oft nicht gerade angetan, Achtung für sich und ihre Lehre zu erwecken. Selbst wenn sie, was keineswegs immer der Fall, in entfangungsvoller Ausübung ihres Amtes durch ihr lebendiges Beispiel wirken, müssen die Chinesen doch ihre nicht ganz unberechtigten Skrupel betreffs einer Lehre haben, die

durch anderthalb Duzend Sekten vertreten ist, von denen jede den Alleinbesitz der lauterer Wahrheit für sich beansprucht und allen übrigen Sekten gegenüber, die doch auch unter dem Namen „Christentum“ auftreten, christliche Liebe — christliche Liebe sein läßt. „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“, hat bereits Konfuzius gelehrt. Und daß die Chinesen die Fremden nicht gerade inbrünstig lieben, nimmt mich nicht wunder, seit ich gesehen habe, wie sie die Chinesen behandeln und sich als Herren im Lande gebärden. Dagegen sind die reisenden Engländer, die unseren Kontinent durch ihre Gegenwart verunzieren, noch die reinen Waisenknaben. Als ich z. B. neulich mit F. spazieren ging, wich ihm ein Chineser nicht, wie er es erwartet hatte, nach links, sondern nach rechts aus (in bester Absicht natürlich), da packte er ihn ohne Umstände beim Kragen und schleuberte ihn mitten auf die Straße. Was würde man denn sagen, wenn sich in Berlin ein Chineser derartiges gegen einen Berliner erlauben würde? Man soll doch um Gotteswillen europäisch und zivilisiert nicht für gleichbedeutend halten. Noch heute konnte ich die beschämende Beobachtung im Tsungli-Yamen (Auswärtiges Amt) machen, wieviel vornehmer, anstandsvoller und zivilisierter sich die Chinesen zu benehmen wußten, als all die schön uniformierten Herren Diplomaten und sonstigen Vertreter der „westlichen Zivilisation“.

Neulich machte ich mit Lilly und Frau v. P. einen Spaziergang durch die Chinesenstadt, wo kein einziger Europäer außer einigen Missionaren wohnt. In dem Straßenlabyrinth verirrtten wir uns und gerieten schließlich in eine ziemlich menschenleere Sackgasse. Dort begegnete uns ein Chineser; es war ein einfacher Mann aus dem Volke. Ich fragte ihn nach dem Wege, und er gab uns nicht nur in freundlichster Weise die gewünschte Auskunft, sondern führte uns bis an eine Ecke, wo wir nicht mehr fehl gehen konnten. Ähnliches haben wir in Sang-chow und Su-chow duzensfach erlebt — überall die gleiche Höflichkeit. Nirgends wurden wir, wenn wir auch ohne jegliche Begleitung unter lauter Chinesen waren, auch nur in der geringsten Art belästigt.

Und wird denn etwa das Christentum im christlichen Europa nicht alle Tage und vor aller Augen von Juden und Sozialdemokraten beschimpft und lächerlich gemacht? Da sollten die Herren Korrespondenten des Berliner Tagesblattes doch lieber erst vor ihrer eigenen Türe fegen, ehe sie China mit ihrer Säuberungsarbeit beglücken. Es gibt auch zu Hause Unrat genug, — und jeder Mistkäfer bleibe auf seinem Misthaufen. . . . (Weitere Briefe folgen)

